

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	39 (1963-1964)
Heft:	2
Artikel:	Der grosse Freiheitstanz - und dann... : Erlebnisse einer Schweizer Familie in Kuba
Autor:	Becker, Isabelle
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1073721

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der grosse Freiheitstanz - und dann...

Von Isabelle Becker

Erlebnisse einer Schweizer Familie in Kuba

In einem ersten Bericht hat die Verfasserin vor einigen Monaten von ihren Begegnungen mit den kubanischen Menschen jenseits aller Politik erzählt. Im folgenden schildert sie, was sie und ihr Mann im privaten und geschäftlichen Alltag von der Revolution Fidel Castros spürten. Dieser Bericht mag auch das Verständnis der heutigen Vorgänge um Kuba und in Zentralamerika fördern.

Red.

Die meisten Schweizer, denen wir in Kuba begegneten, waren von größeren Schweizer Industrien (vor allem aus der chemischen und pharmazeutischen Branche) nach Kuba entsandt worden, etwa zur Einrichtung eines Verkaufsbüros. Nur wenige Firmen wagten es, eine Fabrik aufzubauen, so zum Beispiel Nestlé die großen schönen Anlagen der «Alimentacion Cubana S.A.». Daneben trafen wir auch Schweizer aus allen Berufen und Schichten, darunter Pioniere oder solche, deren Väter ohne fremde Hilfe ein eigenes Geschäft aufgebaut hatten. Da tauchte etwa auch ein alter, weißhaariger Mann im Schweizer Club auf, der an den Befreiungskriegen der Kulaner von der spanischen Herrschaft im Jahr 1895 teilgenommen hatte.

Es gab Landsleute, die weder Schweizer-deutsch noch Französisch noch Italienisch konnten, wie zum Beispiel der Arzt der schweizerischen Gesandtschaft, der mich von meiner Tropen-Dysenterie kurierte. Sein Vater war Schweizer Konsul in Kuba gewesen, seine

Mutter war Kulanerin, ebenso seine Frau und sein Söhnchen. Er sprach nur noch Spanisch und Englisch und war von den übrigen Kubanern nicht mehr zu unterscheiden, doch war er am Schluß der einzige Arzt, zu dem ich noch Vertrauen fand. Dann begegneten wir einer ganzen Gilde von lustigen Genfer Köchen, die für das neu eröffnete riesige Hotel Hilton engagiert worden waren, das dann bald nach der Revolution von den Rebellen besetzt wurde.

Der Tropenkoller

Der Schweizer Club hatte ein Lokal im Deutschen Vereinshaus in Miete, wo er aber ganz für sich war. Dort trafen sich Welsche und Deutschschweizer alle Wochen nach dem Nachtessen, dort kochten zudem abwechselnd alle 14 Tage die Schweizer Frauen ein Essen, an dem jeweilen etwa dreißig Personen teilnahmen. Auch zwischen den Schweizer Haushaltungen war ein reges Hin und Her. Man platzte einfach so hinein, sogar zur Essenszeit, und half sich gegenseitig.

Das war sehr nötig, denn nicht selten waren die Zeiten, da sich der sogenannte Cafard, der Tropenkoller oder das Heimweh meldete. Die ewig gleichen Temperaturen, etwas ansteigend vom April bis Oktober, dann wieder absinkend, und die Tatsache, daß die Platzregen in Kuba, sogar wenn sie von Blitz und Donner begleitet sind, niemals Entspannung bringen, sondern im Gegenteil eine noch dumpfere Atmosphäre zurücklassen, zehren am Nerven-

Zeichnungen von der Verfasserin



system. Auch in der Nacht gibt es keine Abkühlung. Es ist wie in einem Treibhaus.

Besonders die Frauen wurden vom Koller befallen. Manche hatten schauderhaft Kopfweh, andere erbrachen sich. Ich meinerseits warf mich am Morgen, wenn das Wetter immer noch so schwül war, plötzlich aufs Bett und begann zu weinen. Manche wurden einfach entsetzlich müde und gleichgültig. Vielleicht gehören auch die asthmatischen Erscheinungen, von denen neulich in der Zeitung die Rede war, in den Kreis dieser Folgen des bedrückenden Klimas.

Die Frauen waren aber auch die guten Geister, die mit ihren Einladungen zum Essen oder zu einem Tanzabend in ihrem Heim dazu beitragen, daß diese Tage durch fröhliche und gesellige Stunden aufgeheizt wurden. Die Neuankömmlinge wurden von den schon ansässigen Schweizern liebevoll aufgenommen. Es waren wiederum die Frauen, die praktische Ratschläge gaben, damit man sich in den ganz anderen Lebensbedingungen zurecht finden konnte, auch was die Ausbildung und Schulung der Kinder betraf.

Ein großer Bildungshunger

Es gab in Kuba unter dem Diktator Batista sehr gute Schulen, aber sie waren vorwiegend privater Art. Neben der öffentlichen Universität, die am Ende der Batista-Zeit aus politischen Gründen meist ganz oder teilweise geschlossen war, bestand eine katholische, die

einen sehr guten Ruf hatte. Es gab ferner eine freimaurerische Akademie und – neben den staatlichen – katholische, nordamerikanische und jüdische Schulen. Einen ausgezeichneten Eindruck machte mir eine von Nonnen geleitete Haushaltsschule, in der auch arme Mädchen und Negerinnen angelernt wurden. Daraus kamen viele als Hausangestellte in gute Familien, die einen Vertrag mit der Schule abschlossen, der die Mädchen vor Ausnützung schützte.

Die Volksschulen wurden zum größten Teil ebenfalls von katholischen Schwestern und Nonnen geführt. Deren segensreiche Tätigkeit war freilich oft nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, und es stimmt schon: obwohl es anscheinend in Lateinamerika noch viel rückständigere Länder gibt, waren in manchen Gegenden Kubas viele Bewohner Analphabeten. Meine dritte und intelligenteste Haushaltshilfe zum Beispiel, die Rebellenbraut Mercedes, ein Mischling, lernte erst mit Zwanzig lesen und schreiben. Sie hatte indessen, wie die meisten Kubanerinnen und Kubaner, denen ich begegnete, einen riesigen Bildungshunger.

Für unseren Bub wählten wir eine politisch und konfessionell neutrale Schule, die von einem Amerikaner und einer Kubanerin geleitet wurde. Roland, der ein halbes Jahr zuvor von einem Lehrer in der Schweiz Englischstunden erhalten hatte, bekam nun jeden Morgen zuerst den ganzen Unterricht mit allen Fächern in Englisch und am Nachmittag dann einen einfacheren Unterricht in Spanisch. Am Mor-

gen befand er sich in der vierten, am Nachmittag in der ersten Klasse. Als ich die Schule besuchte, staunte ich, wie schon 11jährige Mädchen mit lackierten Fingernägeln und bemalten Gesichtern dasaßen. Ich glaube, von damals stammt Rolands Abneigung vor überzüchteten und verspielten jungen Damen.

An einer Handelsschule mit freien Kursen hatte ich mit Roland die ersten Monate Spanisch-Unterricht genommen. Es war wirklich ein anderer Schulbetrieb als bei uns, ein Kommen und Gehen, ein Summen und Brummen wie in einem Bienenkorb. Durch viele schmale Gänge und Treppen gelangte man in kleine, nicht geschlossene Klassenzimmer. So hörte man nicht nur den eigenen Lärm, sondern auch den der anderen Klassen. Wir bekamen eine sehr energische kubanische Lehrerin mit breitem Gesicht und groben Zügen. Sie hatte einen näselnden Ton und die unweibliche Allüre, von Zeit zu Zeit auf den Boden zu spucken.

Hie und da nahm ich mit meinem Mann am Abend Unterricht beim Hauptlehrer, Dr. Hevia. Wir waren die einzigen Schüler, aber immer war Herr Doktor von einigen schönen jungen Mädchen umgeben. Eine kaum Zwanzigjährige fiel besonders auf: riesige schwarze Augen, die Ränder schwarz ummalt und die Brauen hoch gezogen, ein üppiger Busen, enge Taille und weit schwingender Jupe, runde feste Beine und kleine Füße in schwarzen Lackschuhen. Dieses brave Mädchen wurde später die Sekretärin meines Mannes und entpuppte sich als leidenschaftliche Befürworterin der Befreiung Kubas aus Amerikas wirtschaftlicher Abhängigkeit. Das hinderte sie aber nicht, auf einen gut bezahlten Sekretärinnenposten in einer amerikanischen Firma überzuwechseln.

Die Revolution

Seit unserer Ankunft hörte man schon von Aktionen der Rebellen auf dem Land und der Terroristen in der Stadt. Kuba ist nicht ganz dreimal so groß wie die Schweiz und hat nur anderthalb Millionen Einwohner mehr. Die Zensur brachte es aber fertig, daß wir in Havanna nicht im Bild waren, wie es stand. Nur unkontrollierbare Gerüchte gingen von Mund zu Mund.

Trotz den ständigen Bombenexplosionen in der Stadt und dem Chaos, das von den Rebellen

drohte, war die Mehrheit der Bevölkerung gegen den Diktator Batista eingestellt. Besonders gefürchtet war die Polizei, «SIM» genannt, unter der Führung von Ventura. Sie war gewalttätig und skrupellos. Wer in Verdacht stand, wurde – so hieß es im Volk – verhört und auf grausame Art gefoltert oder umgebracht. In der Endzeit von Batistas Regierungsgewalt vernahm man immer wieder von Menschen, die in der Nacht an Bäumen aufgehängt worden seien. Nacht für Nacht hörte ich die Militärflugzeuge über unser Haus fliegen, und man wußte (nicht aus der Zeitung), daß sie aufs Land flogen und Rebellen und ahnungslos Schlafende bombardierten. Es sprach sich dann auch herum, daß die Landbevölkerung sich angesichts solcher Rücksichtslosigkeit zusammenschließe und den Rebellen Unterkunft und Nahrung gewähre. Dieser Umschwung und der Terror der Untergrundbewegung in der Stadt erschütterten gleichermaßen die Nerven der Batista-Anhänger.

Drei Monate nach der Geburt meiner Tania erreichte die Umsturzstimmung ihren Höhepunkt. Aus Protest gegen Batista gab es gemäß einer offenbar gut befolgten Untergrundparole kaum Weihnachtsfeiern. Trotzdem begingen wir mit unseren beiden Arbeitern Santiago und Beningo, mit Irma, sowie deren Mutter, Kind und Mann, den Heiligen Abend auf gewohnte Weise. Doch hatten wir wohl Glück, nicht auf die schwarze Liste der Rebellen zu kommen.

Es war am Neujahrsmorgen, als ich durch einen besonders intensiven Fluglärm aufgeweckt wurde. Mir war, als seien heute diese Dinger nervös. Sie flogen schneller als sonst von der Erde auf, den Motor auf höchsten Touren haltend, was mich seltsam dünkte. Doch ich schlief wieder ein.

Ein riesiger Lärm, ein Geschrei, Jauchzen und Johlen, Lachen und Pfeifen weckte uns gegen acht Uhr. «Batista se fue, Ventura se fue!» (Batista und Ventura sind abgehauen!) Fahnen wurden hinausgehängt, Wagen fuhren Kinder und Jugendliche durch die Straßen. Alles rief: «Viva Fidel!», alles schwenkte Fähnlein und Fahnen. Und es bimmelte das zittrige, klirrende Glöcklein des kleinen Kirchleins unweit unseres Hauses. Kurzum, ein Freudenfest, das mich eher an eine Fasnacht als an eine Revolution gemahnte.

Bald gab es Änderungen. Dort, wo noch vor

kurzem Batista-Polizei stand, fand man die 26. Juli-Leute, sie kontrollierten die Passanten und untersuchten Autos. So auch der Sohn unserer Hausleute, der sofort am Eingang unseres Quartiers Posten bezog und den Wagen meines Mannes durchsuchte, was wir lachend geschehen ließen. Nachdem der Rummel auf der Straße sich beruhigt hatte, begann die organisierte Revolution, die sie mit großen Plakaten als die «Revolucion limpia» (die saubere) bezeichneten. Alles wurde mehr oder weniger durch die Television geleitet. Tag und Nacht saßen Familien und Nachbarn vor dem Fernsehschirm und hörten und sahen sich die Reden Fidels an, die Verfolgungen der Batista-Anhänger, die Plünderungen von deren Häusern sowie den Einzug Castros und seiner Mitkämpfer in Havanna.

Ein ganz ausnahmsweise angenehmes Wetter begleitete den Triumphzug Fidels. Nach dem Einmarsch saß ich draußen auf der Terrasse vor unserer Wohnung, allein mit klein Tania. Der Meerwind blies erfrischend durch die Kleider und die Vorhänge des Wiegeleins. Kein Wölklein trübte den weiten Himmel. Es herrschte trotz der Bewegtheit der Luft eine herrliche Ruhe, durchbrochen nur von den lauten Stimmen, welche aus allen Radio- und Fernsehkästen ertönten und aus den fensterlosen Häusern nach außen drangen: der Anfang eines fast unaufhörlichen Redeschwalls der neuen Machthaber auf immer neuen Kundgebungen.

Die Leute konnten nun Castro in seiner ganzen Schönheit auf dem Bildschirm sehen, seine «königlich gerade Stirn und Nase», den üppigen Bart und die langen Haare, eine Taube auf der Hand, eine auf der Schulter, die dritte auf dem Kopf. Meine spanische Irma kam fragend, ob er nicht doch vielleicht der neue «Messias» wäre, was sie jedoch am nächsten Tag mit ebenso zweifelnder Miene selber beantwortete: «En la calle se dice que Fidel es comunista.» (Auf der Straße sagt man, Fidel sei Kommunist.) Das spürte das nach unseren Begriffen ungebildete Mädchen, das bei seinem Stellenantritt nur gerade den Boden hatte aufwaschen können. Die meisten Frauen machten sich indessen schön und jubelten dem neuen Idol begeistert zu. Sogar jene von der Oberschicht waren hingerissen von Fidels Erscheinung und angeblich so wunderschönen Reden. Ein Sturm der Begeisterung, der Aktivität, der Freude schien alles auf die Beine

zu bringen. Die zuvor passiv dahinlebenden Frauen wurden aktiv, tatkräftig.

Die kommenden Tage und Wochen brachten bereits auch Trauriges, Entsetzliches und Dunkles. Offiziere, Soldaten und engere Anhänger Batistas wurden hingerichtet, zu den eben durchlebten politischen Tragödien in Volk und Familie kamen neue hinzu. Frauen und Kinder weinten um Väter, Söhne und Brüder. Töchter und Schwestern von Batista-Leuten wurden von siegreichen Rebellen als Beute betrachtet. Aber auch Schauriges aus der Vergangenheit wurde gezeigt, wovon die Zensur vorher jegliche Mitteilung verboten hatte, grausame Folterungen und Morde.

Man gewöhnte sich an den komischen Anblick der Rebellen. Meist gingen zwei Männer zusammen und hielten sich wie Verliebte umschlungen. Mit ihren langen, lockigen Haaren bis über die Schultern konnte man sie, von hinten gesehen, von Mädchen nicht unterscheiden. Drehten sie sich um, sah man einen wilden Bart und blitzende schwarze Augen. Als es ihnen dann doch zu heiß wurde in diesem Klima, banden sie ihre Mähnen zu einem Roßschwanz zusammen und erinnerten so an unsere europäischen Backfische. Meist zierte ein Kreuz an einem Silberkettlein ihre Brust im Ausschnitt des offenen Hemdes. Sie trugen grau-grün-braune Uniformen und eine rot-schwarze Armbinde mit den Initialen «26. Juli». Ähnlich, nur natürlich ohne Bärte, waren die Mädchen und Frauen ausstaffiert. Und dieser Wandel bei den Kubanerinnen von ihren weitschwingenden Röcken, den hohen Absätzen und der alle weiblichen Reize besonders heraushebenden Mode zur Uniform der Miliz mit Gewehr wirkte ebenso kraß.

Sofort wurde eine generelle Herabsetzung der Mietzinse um 30 bis 50 Prozent verfügt. Obwohl keine Mietzinskontrolle bestand, unterwarfen sich die Vermieter allgemein dieser Maßnahme, die jene ebenso traf, die schon bisher anständige Mietzinse gewährt, wie jene, die ihre Mieter überfordert hatten. Wie groß die Unterschiede waren, hatten wir selbst erfahren, indem unsere zweite, ebenso komfortable und ebenso gut gelegene Wohnung etwa ein Drittel weniger kostete als die erste.

Ein weiteres Dekret bewirkte, daß die Löhne der Arbeiter generell von etwa 90 auf 150 Dollar im Monat erhöht und jene der leitenden Angestellten auf 400 bis 600 Dollar herabgesetzt wurden. Das letztere betraf vor allem

auch höhere Staatsbeamte, soweit sie nicht ihrer Ämter enthoben wurden. Unter Batista hatten sie zum Teil fürstliche Gehälter von 800 bis 1500 Dollar im Monat bezogen.

Das brachte natürlich starke Veränderungen in der Lebenshaltung der verschiedenen Volkschichten mit sich. Aber trotz alledem spürten unsere kubanischen Bekannten, unsere Nachbarn und erst recht wir selber zunächst eigentlich wenig Revolutionäres. Gewalttaten haben wir beim Umsturz persönlich keine miterlebt. Wenn nun dann und wann auch führende Mitkämpfer Castros im Gefängnis oder im Dunkeln verschwanden, so spielte sich das mit einer Ausnahme, von der ich noch berichten werde, in einem kleinen Kreis ab.

Nicht nur ging unser Leben im gewohnten Tramp weiter, stillte und fütterte ich klein Tania und sorgte für meine Familie. Nicht nur brannte die Sonne wie immer unbarmherzig auf unser Dach und waren auch die Fliegen und Moskitos immer noch da. Sogar die Preise der Bedarfsartikel und Lebensmittel blieben, solange wir in Kuba waren, merkwürdig stabil. Von einer Rationierung war auch noch keine Spur. Dienstmädchen fand man eher noch leichter, und sie waren weder unwilliger noch williger als zuvor. Auch das gesellschaftliche Leben derer, die nicht abreisten, hat sich – abgesehen von einer riesigen Welle politischer und sozialer Veranstaltungen – erstaunlich wenig verändert.

Ein Jahr nach der Revolution habe ich die ungeheuren Wolken zum Himmel aufsteigen sehen bei der Explosion eines französischen Frachtschiffes mit belgischer Munition im Hafen von Havanna. Viele Kubaner wollten sofort helfen, bei der zweiten Explosion wurden die Hilfsbereiten alle getötet. Zwei Verwandte unseres zweiten Arbeiters sind da ums Leben gekommen. Er nahm es mit stoischer Ruhe auf sich, wie ich das auch sonst bei den Kubanern angesichts von Schicksalsschlägen beobachtete. Was die Ursache dieses Schiffsunglücks war, das Castro auf Sabotage zurückführte, blieb ungewiß.

Als wir abreisten, kaufte eine junge Kubanerin, die sich freute, bald Hochzeit zu halten, meinen geliebten roten Stuhl. Als sie sich nie mehr meldete, um diesen zu holen, riefen wir sie telefonisch an und erfuhren, daß ihr Verlobter verhaftet worden war. Dem jungen Architekten war ein Erfolg an einem Wettbewerb unter der Batista-Regierung zum Verhängnis

geworden. Nach einigen Wochen konnte die junge Frau aber durch irgendwelche Beziehungen ihren Zukünftigen wieder frei bekommen und holte dann prompt den Stuhl.

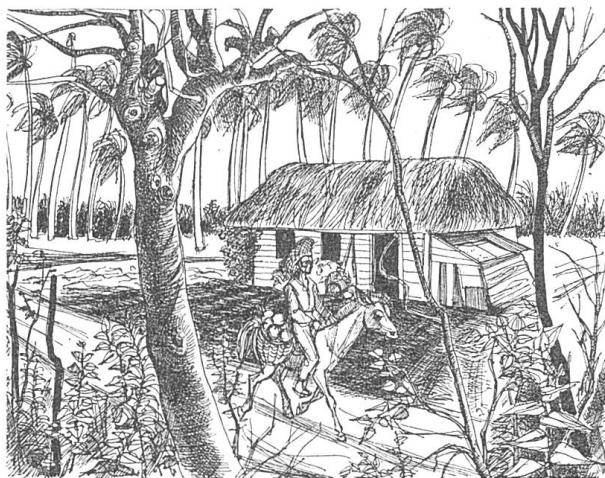
Cienfuegos und die Campesinos

Bewußter wurden die Schattenseiten der Revolution bei einem Ereignis, das bis heute mysteriös geblieben ist. Seit einiger Zeit war Camilo Cienfuegos (mittlere Zeichnung im Titelkopf dieses Artikels), ein Mitkämpfer Castros aus einem Land-Distrikt, verschwunden. Offiziell hatte es geheißen, er sei ins Wasser gestürzt mit einem Helikopter. Doch hatte uns ein Kubaner zuvor, nachdem in der Nacht plötzlich das Licht ausgesetzt hatte, gesagt, da sei Cienfuegos schwerverletzt in ein Spital eingeliefert worden.

Einige Zeit später – ich war mit Tania allein in der Wohnung – hieß es am Radio, Cienfuegos sei wieder zum Vorschein gekommen, nachdem er von Konterrevolutionären gefangen gehalten worden wäre. Da ging im ganzen Quartier plötzlich eine Schießerei los, kreuz und quer. Mit dem Töchterchen im Arm ging ich aufgeregt in die untere Wohnung. Da war nur eine Magd. Ich wollte unterschlüpfen. Sie aber sagte, nein, nein, ich müsse keine Angst haben: es seien nur die Anhänger von Cienfuegos, die durch die Knallerei ihrer Freude Ausdruck gäben. Nachher erklärte das Radio, Cienfuegos sei doch nicht zum Vorschein gekommen. Man vernahm dann, viele von denen, die geschossen hatten, seien verhaftet worden. Manche vermuteten, die später wieder dementierte Radio-Meldung sei nur ein Trick gewesen, damit die Anhänger des vom Regime nun beseitigten Helden bekannt würden.

Cienfuegos war, vor allem für eine Großzahl der Bauern, bei aller revolutionären Rhetorik, die er gegen die großen Landbesitzer spielen ließ, wohl das romantisch verbrämte Symbol der vage erhofften bodenständigen, vernünftigen, gerechten Neuordnung der Landwirtschaft. Er war einer der Ihren, und sie fühlten sich von ihm in ihrem Wunsch verstanden, endlich als Herren und Meister selber besseren und gleichmäßigeren Nutzen zu ziehen aus ihrem herrlichen, üppigen Land.

Unsere erste Expedition aufs Land war mißglückt. Kaum hatten wir die Vororte Havans



nas hinter uns, versperrten große, weiße indische Zebukühe unserem Auto den Weg. Zu Fuß getrautten wir uns mit dem stark beeindruckten kleinen Roland bald auch nicht mehr weiter, als einige riesige Bullen uns nicht Platz machen wollten. Beidseits der Straße waren stachelige, kakteenartige Pflanzen und Geestrüpp. Das nächste Mal stellten wir es besser an, denn schon hatte uns der herrliche Duft der dünnen Gräser, der fremden Kräuter und der im Vorfrühling noch in blätterlosem Zustand blühenden Bäume betört. Da dominierten die hohe schlanke Königspalme und der feuerrote Flamboyant. Darunter wuchs die weniger hohe, eigenartige Palma barrigona, deren Stamm vasenartig gegen oben allmählich breiter wird, um sich in einem schönen Bogen unter der Krone wieder zu verjüngen.

Gefällte Stämme dieser Palmen dienten als Säulen für die Hütten der Bauern und für eine Art Unterstände, die allen Menschen Raststätten boten, in denen man gegen die sengenden Strahlen der Sonne geschützt war. Da waren blühende Zuckerrohrfelder, weite Flächen mit Ananas-Stauden und Frutas bombas, herrlich erquickenden, wie eine Riesengurke aussehenden, weichen Früchten mit dunkelgrüner Schale und orangerotem Fleisch. Unter den mächtigen Bäumen, die von beidseits der Carreteras – oft holprigen Landstraßen – domartig ihre weitausladenden Äste vereinten, fuhren wir oft stundenlang, um dann wieder aus luftigen Höhen den schwarzblauen Strich des Meeres am Horizont zu erblicken.

Obwohl in Havanna selbst bereits neben traditionellen spanischen Palästen moderne Wohnhäuser und Turmhäuser mit Eigentumswohnungen standen, lebten die Landleute oder

Campesinos meist in manchmal nicht mehr als 15 Quadratmeter großen Bohios. Das sind einfache, viereckige Bretterhütten mit Dächern aus Palmläppernfasern oder Gräsern. Man wird da an unsere alten Strohdächer erinnert, wie man sie noch vereinzelt auf unter Heimschutz stehenden Bauernhäusern findet, nur sind die Bohios sehr viel primitiver. Bei den größeren Hütten hängt das Dach weit über den Innenraum hinaus, ringsum durch Bäume und Palmenstämme gestützt. Diese Bohios, oft wahllos zusammengereiht, sind hinter blühenden Büschen versteckt, die mit hellroten bis violetten Blüten bedeckt ein seltsames Farbspiel bieten.

Ein zauberhafter Anblick – doch weniger ideal ist es natürlich, hier zu wohnen. Die Hütten stehen auf der nackten Erde, meist bestehen sie nur aus einem einzigen Raum, in dem sich alles abspielt, Kochen, Essen, Spielen und Schlafen. So wohnte übrigens auch in der Vorstadt von Havanna unsere spanische Irma mit Mann, Kind und Mutter in einem Zimmer – so daß der Gemahl sich meistens lieber auf der Straße herumtrieb.

Während die Guajiros als Pächter immerhin einen Teil des Ertrages des Landes behalten durften, das sie bearbeiteten, hatten die Pre-caristas bloß dürftige Hütten an den Straßenrändern. Ihnen bot die Zuckerindustrie nur einige Monate im Jahr Verdienst als Landarbeiter. Viele zogen jeweilen nach der Zuckerernte in die Stadt, um dort Arbeit zu finden. Aber auch das Leben der Guajiros war sehr karg, obwohl die üppige Vegetation genug zu bieten schien. Sie ritten auf kleinen magren Pferden oder Mauleseln und brachten ihre Produkte, die sie beidseits am Sattel aufhängten, ins Dorf oder in die Stadt. Boniatos (Knollen, welche die Kartoffeln ersetzen und leichter verdaulich sind als diese), ferner Yuca und Malangas (rüben- und schwarzwurzelartige, weiße Wurzeln), Frijoles (schwarze Bohnen) und Bananen bildeten die Hauptnahrung.

Vor mehr als fünfzig Jahren hatte es auf Kuba viele Tabakpflanzungen gegeben, ferner Wälder mit seltenen edlen Hölzern, schließlich Mango-Bäume, Grape-Fruit- und Orangenpflanzungen usw. Nach der Befreiung von der spanischen Herrschaft wurden riesige Wälder gerodet und verbrannt, um dem finanziell interessanteren Zuckergeschäft Platz zu machen. Mit dieser einseitigen Konzentration begann

auch die wirtschaftliche Abhängigkeit von Nordamerika.

Daß es die Arbeiter auf großen Milch- und Hühnerfarmen in mancher Hinsicht besser hatten als die Guajiros, erfuhren wir von unserem liebenswürdigen Lechero, dem Milchmann. Einmal lud er uns auf «seine» große Hacienda ein, die einem reichen Kubaner gehörte. Er war kein Pächter und wohnte mit seiner Familie zusammen mit einer ganzen Anzahl anderer Angestellter und Landarbeiter relativ komfortabel gemeinsam in einer Finca. Weiße und Schwarze, Frauen und Männer waren hier tätig. In dem weiten Gelände weideten unter hohen Palmen und Riesenbäumen, die wie aus Urzeiten bestehend ihre Äste weit über die Wege breiteten, dunkelbraune und schwarz-weiß gefleckte kleine Kühe.

Es war ein anheimelnder Anblick, und es mutete mich seltsam an, nicht Schweizer Berge und Alpen, sondern Palmen und fremdartige Bäume und eine tropische Sonne über diesem Bild zu sehen. Wilde Reiter auf kleinen Rößlein jagten durch die Felder, und in weiter Ferne verhallten die rhythmisch klapprigen Töne ihrer Hufe. Wir sahen, wie man die Kühe pflegte und molk, in offenen, ausbetonierten Stallungen, die täglich mit dem Schlauch ganz ausgewaschen wurden. Alles war sauber, und es schien ein reiches, märchenhaftes und friedliches Leben zu sein.

Anfänglich schien es, als ob Castro mit seiner Landreform die Wiederherstellung einer vielseitigen Agrarwirtschaft und die Umwandlung der Pächter in selbständige Bauern erstrebe. Helle Begeisterung erfaßte Arme und Reiche. Es war, als ob eine neue Menschlichkeit das ganze Leben durchzöge. Menschen jeden Alters, Lehrer, Schüler, Mädchen aus guten Häusern zogen von Haus zu Haus und stellten sich auf den Plätzen auf, um Geld für den Ankauf von Landwirtschaftsmaschinen zu sammeln. Sie gingen auch aufs Land, um den Bauern zu helfen. Die Firmen spendeten riesige Summen. Ärzte nahmen sich der Bauernkinder an, die von Tropenkrankheiten, Rachitis und anderen Leiden entstellt waren. So sah ich einmal vor der Clinica, wo ich hie und da zur Konsultation war, wie ein Arzt von zwei Kollegen festgehalten wurde. Diese schrien: «Du bist ja verrückt! – verrückt!» Er aber machte sich frei und brüllte: «Ich gehe aufs Land! Dort ist unsere große Aufgabe!» Das geschah, so komisch es wirkte, in vollem Ernst.

Eines Tages aber erzählte uns unsere Irma von einem Cousin, einem Guajiro. Er sei übergeschwappt. Sie hätten ihn in die Stadt gebracht, weil er alles schwarz sehe. Es scheint, daß er und viele andere sich als selbständige Bauern nicht mehr zu helfen wußten. Die Landmaschinen gehörten zum Beispiel den staatlich dirigierten Genossenschaften. Die Bauern konnten sie auch nicht selber bedienen, und so kamen sie in größere Abhängigkeit als zuvor – unter einer Regie, welche die Schwierigkeiten offenbar einkalkuliert hatte. So erklärte mir denn auch Mercedes einmal, als unsere Waschmaschine streikte, davon sollte ich auch etwas verstehen, denn sonst komme man heute nicht durch.

Täglich brachte uns der erwähnte Milchmann in Flaschen abgefüllte, pasteurisierte Milch ins Haus, die an Geschmack und Qualität unsere Schweizermilch übertraf. Der Lechero tat zu den Flaschen jeweilen einen oder mehrere Papierzettel. Diese sollte ich am Ende des Monats zusammenzählen, aber oft wurden sie vom nie ruhenden Wind verweht, und die Rechnung konnte dann nicht mehr stimmen. Somit führte ich unser schweizerisches System des Milchbüchleins ein. Der Milchmann fand dies «grandios». Er verließ sich ganz auf mich und meine Abrechnungen. Als ich ihm ein Jahr nach der Revolution mitteilte, daß wir bald aus Kuba wegziehen würden, schossen dem kräftigen Mann die Tränen in die Augen. Dazu meinte er gütig, für mich und die Meinen wäre es vielleicht doch besser, wieder in die Heimat zurückzukehren, es würden schwere und schlechte Zeiten für Kuba kommen.

Warum wir abreisen mußten

Es waren nicht allein die neuen Zustände, die uns hinderten, unsere Abreise weiter hinauszuschieben. Schon ein Jahr zuvor war ich schwer erkrankt und hatte für drei Monate in die Schweiz zurückkehren müssen.

Für meinen Mann wurde der Verkauf der Produkte immer schwieriger. Wohl besaß die Firma einen kubanischen Hauptabnehmer, der jedoch jedes Druckmittel anwendete, um unser kleines Unternehmen in seine Abhängigkeit zu bringen. Manches Mal blieben bewußt die Zahlungen aus. Mein Mann sah sich dann genötigt, Kredit aufzunehmen, Darlehen mit sehr hohem Zinsfuß. Eine besondere Eigenschaft der Kubaner – von großen Kaufleuten

hinunter bis zum Negerbuben – ist es, beinahe wie im Orient, immer den höchsten Preis zu fordern. Festgesetzte Preise, an denen es nichts zu rütteln oder zu markten gab, kannten nur die amerikanischen Geschäfte. Wenn ein Käufer den Höchstpreis zahlte, fand der Kubaner, jener sei nicht ganz gescheit. Auch ich erlebte solche Situationen im kleinen, und ich lernte es nie, wie meine Schweizer Freundinnen – und wäre es auch nur um einige Cents – zu feilschen. Starr vor Verwunderung war eine Verkäuferin, als ich sie gar darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sie mir 200 Gramm Butter nicht verrechnet hatte.

Ebenso schwierig wie der Verkauf der Produkte gestaltete sich der Einkauf von Rohmaterialien aus den Vereinigten Staaten, der Aufbau und die Organisation der Buchhaltung mit den vielen komplizierten Steuerberechnungen auf dem Verkaufspreis der Fertigprodukte, auf den Rohstoffen in- und ausländischer Herkunft, den Löhnen und Sozialabgaben etc. Die kleine Gesellschaft wurde indessen vom angesehensten Anwaltsbüro der Stadt, in dem nicht weniger als 15 Juristen, jeder auf einem anderen Spezialgebiet, tätig waren, ständig beraten. Eine große Buchhaltungsstelle und ein kleines Treuhandbüro für Abrechnungs-, Zoll- und Steuerfragen wurden monatlich konsultiert und die Eintragungen in die vom Staate vorgeschriebenen Bücher immer den neuesten Verordnungen angepaßt.

Eineinviertel Jahr nach der Revolution fielen aber die Importe wegen Devisenschwierigkeiten der Regierung ganz aus. Die notwendigsten Rohstoffe für die Produktion der kleinen Fabrik fehlten.

Auch wurde das Leben für die Schweizer immer ungemütlicher. In allen größeren und kleineren Betrieben tauchten staatliche Beamte und Agenten auf. Sie setzten neben dem leitenden Direktor noch einen Kubaner ein, gestützt auf in Vorbereitung befindliche Gesetzesentwürfe. Es ging ihnen hauptsächlich darum, sich das Wissen und Können der Führenden anzueignen, zum Beispiel Einblick in die Verfahren zu gewinnen, um die Betreffenden im richtigen Moment kaltzustellen.

So wurde später auch, im Gefolge der allgemeinen Konfiszierung der ausländischen Firmen und Unternehmen, ein Vorarbeiter durch die Organe der Regierung Fidel Castro in Gefangenschaft gesetzt, denn sie hofften, durch ihn noch Berufsgeheimnisse zu erhaschen.

Gleichzeitig wurden ihm sehr interessante Angebote gemacht, nach dem System Zuckerbrot und Peitsche. Der also Behandelte hätte aber auch nichts verraten können, wenn er gewollt hätte – denn er kannte die Verfahren nicht. Ein Jahr lebte er dann im Gefängnis und auf der Flucht von Wasser und Brot, ehe ihm der Sprung in die USA, in die wirkliche Freiheit, gelang. Von ihm erfuhren wir auch, wie seither in Kuba wohl die Einkommen der unteren Schichten gestiegen sind, es aber an allem fehlt und somit das Geld illusorisch wird.

Schließlich kam es in Rolands Schule zu unhaltbaren Verhältnissen. Solange wir dort waren, wurde niemand herausgeschmissen. Aber Disziplin und Ordnung gingen verloren. Lehrer und Schüler – zumeist Kubaner aus wohlhabenden Kreisen – bekamen unter sich aus politischen Gründen Krach, sie liefen sogar aus der Schulstunde davon, um zu diskutieren. Der Unterricht wurde damals nicht etwa kommunistisch, aber nationalistischer, was an einer von einem Nordamerikaner geleiteten und mit Material aus den USA betriebenen Schule besonders merkwürdig anmutete. Jeden Freitag kam unser Roland mit heftigen Kopfschmerzen nach Hause. Ich meinte zuerst, es sei die Hitze. Doch gestand er mir schließlich, es finde an diesem Tag jede Woche eine nationale Feier statt, Gedichte des Nationalhelden José Marti würden aufgesagt. Das ginge noch, aber dann müsse er die kubanische Fahne grüßen, und er sei doch Schweizer. Ich bat ihn, durchzuhalten und beim Grüßen der Fahne zu denken, es sei die schweizerische.

Unter solchen Umständen verließen nach und nach viele Ausländer mit ihren Familien das Land und mit ihnen ein Heer von Kubanern. Das amerikanische Konsulat war von Auswanderern, die auf ihre Visa warteten, überfüllt.

Bewunderung der Macht

Die Kubaner sind im ganzen genommen ein liebenswürdiges Volk, lebenslustig und ganz besonders dem Tanz zugetan. Man tanzte am Sonntag am Strand, man tanzte auf der Straße und in den Häusern, ganze Nächte hindurch. In den Schulen übte man Volkstänze, und es war üblich, daß die Kinder Ballettstunden nahmen. Kein Nachbar reklamierte, wenn man zum Beispiel an einer Hausräuke bei offenem Fenster bis morgens 6 Uhr tanzte. In jeder Cafeteria ertönte unaufhörlich Tanzmusik.

Ein Kabaner meinte einmal zu mir, der Kommunismus könne sich in Kuba nicht halten, dazu wäre jeder einzelne zu viel Individualist und zu rebellisch. Die weitverbreitete Eigenschaft der großen Masse, daß sie meist dem Stärkeren anhängt, ist aber in Kuba sehr ausgeprägt. Man jubelte Fidel Castro zu, wie man früher Batista zugejubelt hatte. Die latenten unbewußten Wünsche, mit ihrem Idol zu Macht zu kommen, läßt diese Menschen sich immer wieder im gleichen Netz fangen.

Absolute Macht bewundern die Kabaner; absolute Macht auszuüben erstreben sie sehnlichst. Es gibt für sie nur Über- und Unterordnung, kein kollegiales Team-work. Als ich krank darniederlag, wurde meine verheiratete Irma mit der Arbeit nicht fertig, und ich mußte noch eine Negerin zum Waschen und Flicken anstellen. Diese Position benutzte nun die weißhäutige Irma, um das Negermädchen so gleich unter ihre Fuchtel zu nehmen und zu tyrannisieren. Anderseits wurde später Mercedes, die Rebellenbraut, wütend, daß ich ihr nicht täglich in diktatorischem Sinn zu verstehen gab, was sie tun und machen sollte. Nachdem sie sich beruhigt hatte, sagte ich ihr, ich werde ihr ihre Arbeit erklären und zeigen, damit sie dieselbe dann frei und selbstständig bewältigen könne. Sie begann das sogar schließlich zu schätzen. Ich glaube, daß es viel Arbeit und lange Zeit einer freiheitlichen Erziehung brauchen würde, um diese Menschen aus ihrer Unfreiheit zu erlösen.

Nachdem Mercedes die erste russische Ausstellung in Havanna gesehen hatte, sagte sie mir mit fragendem Unterton: «Io creo que los Rusos son un pueblo muy rico?» (Ich denke, daß die Russen ein sehr reiches Volk sind.) Im großen Ganzen interessiert es den Kabaner nicht, wie er seine Probleme der Armut lösen sollte, sondern wie er mit wenig eigener Anstrengung genug Hilfe bekommen oder sich bereichern könne. Diese falsche Grundeinstellung schien mir (natürlich mit Ausnahmen) ziemlich durch alle Schichten des Volkes gegangen zu sein.

Gesetze gab es viele und gute in Kuba, aber sie waren da, damit man sie umging. Und ebenso für viele die Pflichten dem Arbeitgeber gegenüber. So gingen ja auch Fidels erste Reden darauf aus, sein Volk, wie er sagte, zur Arbeit zu erziehen. «Nosotros somos trabajadores buenos!» (Wir sind gute Arbeiter!) Und es gelang ihm wirklich, viele in Aktivität zu versetzen. Nicht nur malten Frauen und Mädchen die Hausfassaden frisch an, sogar die Randsteine der Trottoirs wurden mit weißer Farbe übertüncht.

Aber dies war das Sonderbare in diesem Land: der Puder, die Tünche, der Schein, die Fassade. Für den Vergnügungsreisenden, den Feriengast hatte es, sofern man nicht hinter die Kulissen schaute, einen romantischen Reiz. Er saß am Strand, genoß das herrliche Meer, die immer strahlende Sonne. Das Land besitzt üppige Vegetation, fröhliche Menschen, und nicht ohne Grund hatte Batista gehofft, aus Kuba ein Touristenland zu machen.

Der letzte Tag

Unsere Wohnung wurde immer öder. Mercedes, die Rebellenbraut, brach in Tränen aus, als das Klavier über dem Balkongeländer in die Tiefe sank und auf dem Lastwagen mit fröhlichen Kabanern, welche uns noch lange zuwinkten, hinter den Palmen und Häusern der Avenida verschwand.

Immer wieder klingelte es, und es wurde ein Möbelstück von Einheimischen geholt und bezahlt. Die Waschmaschine, den Kühlschrank und Tanias Bettlein bekam ein Neger, der für die Heilsarmee warb, Rolands Bett der Mann, der uns täglich das Trinkwasser brachte usw. Leute kamen und schnüffelten herum, ob noch etwas billig zu erhaschen wäre. Eine Frau lief mit dem Toaster, eine andere mit Gläsern und Besteck davon. Mercedes bekam das Bügeliessen, das Bügelbrett, den Zeitungsständer und alles, was sie für ihren zukünftigen Haushalt von unserem alten verwenden konnte.

Kinder im
Entwicklungsalter
brauchen unbedingt

forsanose

Reich an Vitamin B₁, B₂ + D

Kraftquelle Nr. 1

Es war an einem Samstagnachmittag, als wir uns noch von einigen Schweizern verabschiedeten, einige kubanische Musikplatten kauften und vor dem großen Einkaufszentrum dem Neger Jimmy, unserem Autoparkwächter, der das blonde Tania so gerne auf die Arme nahm, mitteilten, daß wir Kuba verlassen werden. Nachdem er sich vom ersten Schock erholt hatte, wechselten Trauer und Wut in seinem Gesicht. Trotzdem grüßte er stramm und lächelnd, wie ein Soldat die Finger an den Hut haltend. Ich sah ihn wie einen dunklen schwarzen Strich noch lange unbeweglich stehen, bis er aus unserem Blickfeld verschwand.

Zum letzten Mal fuhren wir schließlich im weißen Chevrolet der wunderbaren Quinta Avenida und dem prachtvollen Malecon entlang, wo das blaue Meer oft weit über die Mauern spritzte. Auf dem Flugplatz wartete schon viel Volk. Stunden verflogen, der Zeitpunkt der Abfahrt des Flugzeuges war längst vorbei. Aber es schien den Beamten Freude zu bereiten, die Auswanderer recht lange hinzuhalten. Tania tanzte allen Umstehenden um die Beine, bald war sie hier, bald dort, und das Gedränge wurde immer dichter. So schickten wir Mercedes noch ein letztes Mal mit der Kleinen spazieren, während mein Mann, Roland und ich uns mit einem kubanischen und schweizerischen Freund zu einer Tasse Kaffee in den mit «air condition» gekühlten Raum setzten.

Mit zwei Stunden Verspätung war es soweit, Mercedes fiel mir nochmals um den Hals, ein letzter Kuß, und sie drückte mir noch die große Schachtel mit der Kuba-Puppe unter den Arm. Knapp konnte ich noch meinem Mann, der zurückblieb, auf Wiedersehen sagen.

Als das Flugzeug langsam in die Lüfte stieg, winkten uns die Palmen im Winde fächelnd leise zu. Es tat mir leid, so viele Menschen, die ich lieb gewonnen hatte, in einem Augenblick, wo sie einem schweren Schicksal entgegengingen, zu verlassen . . . Der Himmel war hell, ein herrlicher Nordwind wehte, die Wälder mit den langen schmalen Palmen wiegten sich, und das Meer schimmerte smaragdblau am Horizont. Ein letzter Blick auf die so schöne grüne Insel Kuba mit der roten und schwarzen Erde, den gelblich weißen Häusern, dann verlor sich das Flugzeug im Himmel, den Wolken und den Lüften. Unter uns wogte im ewig gleichen Rhythmus das große, weite Meer.



Automobilisten, Achtung!

Vergessen Sie nicht, das Pannendreieck im Wagen mitzuführen und dasselbe aufzustellen, wenn andere Strassenbenutzer das auf der Fahrbahn stehende Fahrzeug zu spät bemerken würden.

Vergessen Sie auch nicht, wenn Sie unterwegs die Lust nach einem guten Traubensaft ankommen, ausdrücklich einen Grapillon mit der Original-Etikette zu verlangen.



TUT DEM MAGEN
NICHTS ZULEIDE

FROMAGE QUART GRAS
NIEDERMANN
KÄSE 37 1/2 GR. VIERTEL FETT

TROTZ DER GROSSEN
GAUMENFREUDE

Niedermann & Co, Käsefabrik Bazenheid SG